**Zeitschrift:** Thurgauer Jahrbuch
**Band:** 30 (1955)

**Artikel:** Unsere Jugend im Ebnater Pfarrhaus
**Autor:** Klauser-Brühlmann, Ida
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-698983

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 12.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Unsere Jugend im Ebnater Pfarrhaus

*Geschildert von der Schwester des Malers Hans Brühlmann*
*Ida Klauser-Brühlmann*

Das Ebnater Pfarrhaus enttäuschte uns Kinder schwer bei unserem Einzug. Es war so ganz anders als das alte, romantische, auf einem Felsen der Kirche burgartig angebaute Pfarrhaus in Rheineck, das wir eben verlassen hatten.

Hier, in diesem neuen nüchternen Holzbau, gab es keine meterdicken Mauern und tiefen Fensternischen mehr, in denen man sitzen und die Beine baumeln lassen konnte, auch keine vielstufigen Steintreppen und hallenden Sandsteinfliesen; hier war alles neu, hell und gerade ausgerichtet. Aber es war zu Mutters Glück viel bequemer und wärmer, und nur der graue Besenwurf auf den verschindelten Außenwänden versuchte ihm das Aussehen eines Steinbaues zu geben.

Ein kleiner gepflasterter Weg, auf dem mein Vater und die weiblichen Erwachsenen des Hauses allsonntäglich wanderten, führte zur nahen Kirche.

Auf der Nordseite des Hauses, nur wenige Schritte davon entfernt, stand die alte, mächtige, weitästige Dorflinde. Sie war für uns im Laufe der Jahreszeiten so etwas wie ein wunderschön bebildeter Kalender. Trug sie die ersten Blätterknospen, so wußten wir, daß nun der Frühling endgültig begann. Wenn sie blühte, war es Vorsommer. Der Duft ihrer Blüten schwängerte nicht nur die Luft, sondern durchdrang auch unser Haus bis in seine innersten Räume. Wir waren ihm Tag und Nacht ausgeliefert, und kein Wunder, daß er die meisten unserer Erinnerungen umspielt.

Lang schon ist Mitternacht vorbei,
Hell flutet drauß' der Mondenschein,
Und immer will in meinem Sinn
Noch keine Ruh und Ordnung sein.

Ich falte meine Hände fromm
Und schaut ein Sternlein auch herein,
Wess' Unruh wird nicht schlafen gehn,
Bei Glaub' und blauem Sternenschein?

Ich denke an den Lindenbaum,
Und daß er wieder blühen will,
Und daß mich alle Welt verlacht,
Wenn mir darob der Schlaf entfiel.

War doch schon hundert Jahre so,
Und wird so bald nicht anders sein. –
Mir aber springt der Tränenquell
Wie schwerer Tau aus Vollmondschein. –

Wenige Wochen nachdem die Linde ausgeblüht hatte, begannen die kleinen Fruchtknötchen mit Hilfe ihrer zwei kleinen, durchsichtigen Flügelchen langsam spiralig zur Erde zu taumeln, und immer dichteren Schatten begann die weitästige Sommerkrone des Baumes zu spenden. Es war die Zeit, wo die müden Bergwanderer mit Alpenrosensträußen an ihren langen Bergstöcken auf der Lindenbank ausruhten, bis das Zügli fuhr.

Wenn die Blätter sich allmählich zu färben begannen und schließlich zu einer einzigen leuchtenden Flamme wurden, war es Herbst. Dann konnte es geschehen, daß nach einer einzigen Frostnacht die ganze goldene Herrlichkeit lautlos zur Erde glitt und wie ein abgestreiftes Kleid dort liegen blieb. Oder sie wurde durch einen wilden Herbststurm in die Lüfte geschleudert und bis in unseren Hausgang gefegt.

Nun haben – von dem Winde
Das welke Laub bewegt –
Die Birken und die Linde
Es sattsam abgelegt.

Wie man nach Schluß der Feier
Mit müder Hand ergreift
Und die verblaßten Schleier
Gelassen niederstreift.

So – ihnen nun zu Füßen,
Weil es so still geschah –
Wie Ringe, die sich schließen,
Liegen die Blätter da.

Sieh da die seltne Feier:
Statt Finger, Ring und Hand
Wie abgestreifte Schleier
Fünf Ringe Staubgewand.

Der erste eng gebogen,
Der zweite frei und weit
Je nach des Baums Gepflogen-
Und wahrer Wesenheit.

So – treibts mich einst zu gehen
Hinweg aus Welt und Leid –
Möcht ich es liegen sehen,
Mein Ringlein Erdenkleid.

Die Linde war der Treffpunkt der Dorfjugend. Hier versammelten sich die Dorfbuben zu ihren, in jenen friedlichen und glücklichen Zeiten, so beliebten Kriegszügen aufs Chalberweidli und in den Leiwald oder an die Dorfgrenze, wo sie mit den Kappeler-Buben in latentem Kriegszustand sich befanden. Oder es wurde «Versteckis» und «Fangis» gespielt, und immer war die Linde das viel umschrieene und umstrittene Ziel. Erst das Betzeitläuten gebot unwiderruflich «Ende Feuer», und ehe der letzte Ton recht verklang, war die ganze wilde Horde zerstoben und in ihren diversen Heimstätten verschwunden.

Gegenüber dem Pfarrhaus lag das große Bäckerhaus, in dem wir unsern täglichen Bedarf an Fünfpfündern holten, wobei wir uns die Nasen an den Scheiben plattdrückten, um zuzusehen, wie die stämmigen Arme vom Beck Suter in den schönen weißgescheuerten Holzmulden seinen Teig kneteten und uns besonders von den hie und da mit hineinfallenden Schweißtropfen faszinieren ließen.

Der Beck Suter war übrigens unser großer Freund. Mit unglaublicher Langmut duldete er unser Herumtreiben in seinem Holzschopf und zwischen seinen Mehlsäcken, wo es noch bessere Verstecke gab als im großen Faßlager der nahen Bierbrauerei.

Und zur allernächsten Nachbarschaft gehörte endlich auch das kleine Bindschedler-Häuschen, in dem vier mit uns gleichaltrige Kinder heranwuchsen, deren ältestes, Nina, später die Frau meines Bruders wurde. Nur eine «Bsetzi» von wenigen Metern trennte die beiden Besitztümer. Eine kleine, kaum angedeutete Schale markierte die Grenze, die wir beim Jäten und allsamstäglichen Putzen, das uns Kindern aufgetragen war, sorgsam respektierten, indem wir einesteils keinen Zentimeter weiter jäteten, als nötig war, und anderenteils ängstlich bemüht waren, kein Stäubchen unseres Kehrichts auf die andere Seite zu bringen; denn Mutter Bindschedler hatte scharfe Augen.

Von hier aus traten wir auch in unseren Garten. Auch er hatte uns im Vergleich zum Rheinecker weiträumigen und wilden Gartenparadies schwer enttäuscht. Er war klein und nüchtern; zwei Bäume hätten ihn ganz zu beschatten vermocht; darum stand keiner darin. Dafür aber hatten wir uns aus Geißblatt und Pfeifenstrauch eine Laube gezogen, die die Sicht gegen die Straße abdeckte. Wenn wir hier an warmen Sommerabenden in den Ferienwochen, wo alle daheim waren, beieinander saßen und süße Bergkirschen oder große blaue Heidelbeeren vom Tanzboden schmausten, erschien mir das als der Gipfel der Heimatseligkeit. Auf den kleinen Vorplatz neben der Haustüre hatten wir, fast noch unter dem breitästigen Schatten der Linde, zwei Feuerbüsche in Kübeln gestellt, so daß sie eben noch etwas Morgen- und seitliche Abendsonne bekamen. Trotzdem wurde es Herbst, bis sich ihre blaßroten, nun schon von den Fäden des Altweibersommers umsponnenen Blüten öffneten, was uns immer ein fast unwahrscheinliches Fest bedeutete.

Das Haus selbst war recht schematisch in über ein Dutzend Zimmer eingeteilt, die aber zugunsten der drei großen, weiten Korridore ziemlich klein geraten waren. Nur das Unterrichtszimmer und das Studierzimmer meines Vaters, im Erdgeschoß, waren geräumig.

Im Unterrichtszimmer, wo Vater den Religionsunterricht erteilte, fand wenige Tage vor Weihnachten die Armenbescherung statt. Neben großen Paketen von Kleidern und Wäsche und langen Reihen von Schuhen standen riesige Zainen voll frischgebackener Brote und Kränzen von Würsten, die nach der Kopfzahl der Familien verteilt wurden. Ihr Duft, vermengt mit dem Geruch der nassen Schuhe und Kleider der im Korridor

*Selbstbildnis 1905*

Wartenden, erschien uns für Vorweihnachten ebenso berückend unentbehrlich, wie der Tannenduft für den Weihnachtsabend. Man wußte, gleich würde nun ein Tannenbaum im Keller warten.

An diesem Abend bekamen auch wir schnuppernden Kinder Brot und Wurst, und es war herrlich.

Anderntags mußte das nicht Abgeholte durch meine Brüder den Alten und Kranken ins Haus getragen oder auf Schlitten gefahren werden, wobei sich Bruder Hans seine besonderen Freunde und Freundinnen gewann. Sie, die Brüder, fühlten sich dabei wohl ähnlich wie Weihnachtsmänner, so daß Hans einer seiner alten, kranken Spezialfreundinnen nicht nur das für sie Bestimmte, sondern zugleich auch noch eines der bereitliegenden schönen, weißen Nachtmahlsbrote brachte.

Damals war es nämlich noch Sitte, daß zum Abendmahl an Stelle der heute gebräuchlichen Oblaten richtige kleine Brotwürfelchen gereicht wurden. Vater hatte diese Abendmahlsnahrung vorzubereiten. Auf weißgedecktem Tisch und weißgescheuertem Holzbrett entrindete er kunstvoll die fünfpfündigen Brote, die der Beck Suter extra zu diesem Zweck gebacken und ins Haus getragen hatte, worauf ein großer, weißer, duftender Brotwürfel übrigblieb. Diesen zerlegte er sorgfältig zuerst in Scheiben, dann in Streifen und zuletzt in kleine zierliche Brotwürfelchen, die er eng und dicht in ein schönes, altes, zinnernes Abendmahlsgefäß einfüllte, das bis zum Rande gefüllt sein mußte, wenn sein Inhalt für alle Nachtmahlsbesucher ausreichen sollte. Mit einem weißen Tüchlein bedeckt, wurde es ins kühle, verdunkelte Gastzimmer gestellt, das nun kein unbe-

rufener Fuß mehr betreten durfte. Die Brotabfälle wurden am nächsten Tag an kinderreiche Familien verteilt, und auch wir durften uns ein schönes Rindenstück auswählen.

In Vaters Studierzimmer erhielt Hans durch Vater seine ersten Lateinstunden, was aber eine etwas schmerzliche Angelegenheit war. Hans war kein eifriger Schüler und Vater kein geduldiger Lehrer. Es konnte vorkommen, daß, wenn mein Bruder gar zu schlecht vorbereitet zur Stunde erschien, er das Lateinbuch um die Ohren kriegte oder daß dieses in die Ecke flog und Hans kleinlaut im oberen Stübli wieder erschien, wo wir etwas ängstlich den Verlauf der Stunde am Ton von Vaters Stimme abgeschätzt hatten.

Hans war ja anfänglich zum Akademiker bestimmt. Es ist möglich, daß meine Eltern den Wert des akademischen Studiums, das sich mein Vater als armer Bauernsohn schwer hatte erkämpfen müssen, etwas überschätzten und es als fast einzige Berufsmöglichkeit für ihre begabten Kinder ansahen, die sie ihnen mit großen Opfern ermöglichen wollten. Welch weiter schwerer Weg mag es gewesen sein, bis mein Bruder sich seiner künstlerischen Begabung inne und gewiß wurde und den Mut fand, den Wunsch auszusprechen, sein Leben darauf aufzubauen. Und bis meine Eltern sich mit diesem ihnen fremden, ungewissen, fast feindlich erscheinenden Weg vertraut machen konnten. Meine Mutter war sich ja ihrer starken künstlerischen Begabung kaum bewußt, empfand sie wahrscheinlich in ihrem schweren Leben als Pfarrfrau, Hausfrau und Mutter von fünf Kindern in engen finanziellen Verhältnissen eher als Hemmnis, das zu bekämpfen nötig sei. Ihre Jugendgedichte fand ich, wie in einem Särglein versorgt, nach ihrem und Vaters Tode. Später dichtete und sang sie fast nur noch Kinderlieder, die zum Teil freilich entzückend waren.

Wenn chunnt de Vater wieder hei?
Wenn d'Julia e bravs Meiteli sei,
Nümme tuet schreie und d'Mama ploge,
Allewil gern uf's Häfeli goht
Und suber 's Gsichtli wasche loht,
Und schön is Röggli ine schlüft,
Nöt tuet mit de Beili zable
Und mit de Händli umestrable,
Ganz stille sitzt am Tischli zue,
Und schöni Stege und Hüsli baut,
Und nöd am Bueb is Gsichtli haut,
Und ganz elei chan 's Süppli esse
Und ali Brösmeli zeme lese,
Em Vögeli bringe vor's Fensterli,
Wenn's allewil rüeft: «Bitti, bitti».
Wenn d'Julia so e bravs Meiteli sei,
Denn chem de Vater wieder hei.

Heia pute Wagestoß,
Bald bald ist üsen Hanseli groß.
Und wenn üsen Hanseli springe cha,
Denn springt er der Julia allewil no,
De Garten uf, de Garten ab,
trippeli trapp und trippeli trapp.
Und d'Julia schlüft hinder 's Hüsli. Guggu.
Wo ist jetzt das chli Müsli? Guggu.
Und der Hanseli schlüft
Der Julia no,
Und der Hanseli rüeft:
«Grad do.»

Auch der Vater meiner Mutter hatte ja seine künstlerische Begabung seinem kaufmännischen Beruf zum Opfer gebracht, und ihre Brüder hatten alle den Kaufmannsstand erwählt. So mochte ihr anfänglich die Berufswahl ihres Sohnes wohl als beängstigend ungewöhnlich erscheinen. Aber vom Moment an, wo Hans seinen künstlerischen Weg beschritten hatte, begleitete und förderte die Mutter ihn, wie innerlich erlöst, mit leidenschaftlicher Anteilnahme, mit allen Mitteln und mit unbedingtem Verständnis.

Also das Stübli, in dem der Lateinschüler nach Ende der Stunde kleinlaut und mit roten Backen wieder erschien, lag direkt über Vaters Studierzimmer. Es war mit dem großen, weißen Kachelofen, Tisch und Bank davor und den holzgetäfelten, hellgestrichenen Wänden unser geliebtes Spiel- und Arbeitszimmer geworden, in dem sich im Beisein unserer geliebten Mutter ein großer Teil unseres Lebens abspielte. Daß der Boden so hellhörig war, war allerdings für Vaters Arbeitsruhe wenig zuträglich. Da er aber in dieser Beziehung sehr tolerant war, gebot seine Stentorstimme erst dann Ruhe, wenn der Lärm alles Maß überschritt oder in Streitereien zwischen den fünf Geschwistern ausartete. Das kleine, südöstlich gelegene Eckzimmer schaute mit dem östlichen Fenster gegen oder besser noch ins Bindschedler-Häuschen, mit dem südlichen aber talaufwärts gegen die das Tal abgrenzenden Churfirsten und über das dunkle Steintal hinweg gegen den Speer. Auch diese ganze liebe Landschaft, wie die Linde, erlebten wir mit allen Fibern im Wechsel der Jahreszeiten. Die wellige Linie der Churfirsten blieb uns das heißgeliebte Wahrzeichen unserer Heimat, das wir, fern von ihr, in jedem fremden Gebirgspanorama zuerst wieder suchten und zu finden vermochten. Manchmal wußte ich nicht, waren sie, diese Berge in ihrem Wechsel von Licht und Schatten, von Glanz und Düsternis, Lieblichkeit und Strenge, das Widerspiel unserer eigenen Gemütserregungen oder wir das ihre in unseren Freuden und Schmerzen. Tief hat sich meinem Bruder Hans die Liebe zu dieser Landschaft ins Herz gegraben, so daß er auch als Maler nie mehr davon loskam.

Manchmal denke ich zwar, daß es ihm, bei seiner tiefen Verbundenheit mit der Natur, bei seiner Fähigkeit, sie zu verstehen und zu interpretieren, vielleicht mit jeder anderen Landschaft ähnlich ergangen wäre, die zufällig seine Heimat geworden wäre.

Und endlich nun zwischen Stübli und dem angrenzenden Wohnzimmer lag das bewußte Kabinettli. Es war bei der schematischen Einteilung des Hauses nun einmal zufällig so übriggeblieben, kaum zwei auf drei

*Hans Brühlmann, Toggenburger Landschaft*

Öl auf Karton, im Besitz des Kunstmuseums Winterthur

Meter groß und zu nichts recht zu gebrauchen, da überdies drei seiner Wände durch Türen und Wandschrank in Anspruch genommen waren. An der vierten, einzig verfügbaren, stand unser guter, riesiger alter Divan, der alle paar Jahre einen neuen, von der Mutter geschneiderten, schön geblümten Kattunüberzug bekam, weil er es nötig hatte. Auf ihn warfen wir uns, wenn wir mit Zahn- oder Ohrenweh aus der Schule kamen. Auf ihm wälzten sich meine Brüder ächzend und stöhnend beim Auswendiglernen von Gesangbuchliedern, und auf ihm träumte man auch einmal in die stille Landschaft hinaus. Es war dieselbe Sicht wie vom Stübli aus. Trat man aber auf den kleinen, davor gebauten Balkon, so sah man nicht nur talaufwärts gegen die Berge, sondern auch die das Tal seitlich rechts begrenzenden schönen Hügelzüge: Abschlage, Tanzboden und Breitenau. Wir kannten sie wohl; sie waren das liebste Ziel unserer Bergwanderungen. Von ihren Gräten sah man urplötzlich aus unserem engen Tal in die märchenhafte Weite des Zürichsees und weit darüber hinaus. Auf ihnen wuchsen die schönsten Bergblumen: Alpenrosen, Anemonen und tiefkelchige Enzianen, deren Blütezeit wir selten verfehlten.

Kleinere und größere dunkle Stücke von Tannenwald lagen in reizvoller Verteilung auf den grünen Hügelrücken und in ihren Vertiefungen und betonten aufs schönste die wellige Bodenbewegung, die Hans auf seinen Toggenburgerbildern so eindrücklich zur Geltung kommen läßt.

Hier auf diesem Balkönli also, wo eben seine Staffelei Platz fand, und im Kabinettli, malte er sein erstes Toggenburgerbild, das im Besitz seiner Eltern blieb und später an mich überging. Meine Mutter nahm mit leidenschaftlichem Interesse teil an seiner Arbeit. Deutlich erinnere ich mich, wie sie ihm in einer Stunde der Entmutigung in den Arm fiel, als er eben im Begriff war, mit seinem Soldatenmesser die Leinwand von oben bis unten durchzuschneiden. Eine Narbe hievon ist übriggeblieben.

Später räumte ihm meine Mutter eines der schönen oberen Schlafzimmer als Atelier ein, ungeachtet der Ölfarbspritzer, durch die Boden und Wände gefährdet wurden. Es lag über dem Stübli und hatte mit ihm dieselbe, nur noch freiere Sicht. Da aber das Licht zum Malen ungünstig war, mietete sich Hans eine Zeitlang in einer benachbarten, leeren Sattlerwerkstätte mit Nordlicht ein, wo er aber mit wenig Freude und Gelingen arbeitete, so daß er gerne, auch bei späteren Aufenthalten, wieder in das «blaue Zimmer», wie wir es seiner bläulich gestrichenen holzgetäfelten Wände wegen nannten, zurückkehrte. Hier entstanden auch seine späteren, großen Toggenburgerbilder, die er wohl vor der Natur komponierte, aber im Atelier malte. Im Unterrichtszimmer, wo viel Platz zur Verfügung stand, zeichnete er seine ersten Entwürfe für die Pfullinger Hallen, und ich erinnere mich noch wohl, welch leidenschaftlicher Zuschauer dabei der jüngste Bruder war. –

Mit dem Tode unserer Mutter entschwand die Seele unseres Hauses. Ich suchte sie wenigstens als Hausfrau zu ersetzen. Oft herrschte in den kommenden Sommermonaten bei uns ein reges Leben. Hans und seine Frau Nina kehrten heim in die Ferien und brachten Freunde mit; Gamper, Conradin, Hans Reinhart, Ernst Sonderegger, Hans Sturzenegger waren unsere Gäste. Einen Sommer lang mietete sich Carl Hofer mit seiner Familie in einem Nachbarhaus ein. Der Lehrer Edelmann im Dicken, Organist in unserer Kirche, stieg oft zu uns ins Tal und begleitete Nina zum Gesang auf der Orgel.

Als ich mich im Jahre 1909 verheiratete und mein müder Vater sein Amt niederlegte, schloß sich für uns unser Elternhaus. Ein Übermaß an Glück und Schmerzen hatten wir darin erlebt. Schwere Erschütterungen überschatteten die nächsten Jahre. Die Krankheit unseres Bruders wurde offenbar und verschlimmerte sich rasch, und schon zwei Jahre später, im Jahre 1911, erfüllte sich das schmerzvolle Schicksal meines armen Bruders und meines armen Vaters.